



Haushaltsauflösung

Wäscheknöpfe. Dass es die noch gibt. So viele alte Wäscheknöpfe, sorgfältig abgetrennt von Bettbezügen, Kopfkissen und – ja, woran sind denn Wäscheknöpfe sonst? Wenn ich all diese wohlsortierten Knöpfe, die Nadeln und das Garn mit nach Hause nehme, habe ich davon für mein Leben genug.

Aus dem Wohnzimmer dringt Musik. Was spielt sie da? Mendelssohn, soso. Warum muss sie jetzt spielen? Spekuliert sie etwa auf das Klavier und will mir zeigen, dass sie es bedienen kann? Das Klavier wirkt verstimmt und wie heiser, aus der Übung gekommen. Sie macht Fehler, verhaspelt sich, die Übung fehlt auch ihr, aber unverkennbar eins der *Lieder ohne Worte* von Mendelssohn. Es ist eins der Stücke, die zusammen mit dem schmalen Lichtstreif unter der geschlossenen Tür hindurch in mein Schlafzimmer drangen, wenn meine Mutter abends musizierte und ich schon schlafen sollte. Die Töne umfingen mich wie eine zärtliche Umarmung und jetzt, wo ich alle Stacheln aufgestellt habe, tragen sie mich, stolpernd und gegen meinen Willen, aus der Zeit.

Steffi hatte schon mit fünf Klavierstunden. Da, wieder ein Misston. Steffi, scheint meine Mutter aus der Küche zu rufen, Fis! Fis!

Wir haben uns vor der Haustür nicht angesehen. Wir sind auseinandergegangen, als hätten wir es so verabredet, sie in die Küche, ich nach oben, die schmale, gewundene Treppe hinauf, die ich früher hochgestürmt und dann am Geländer heruntergerutscht bin und die mir jetzt eng und unwegsam vorkommt. Ich spüre Steffis Anwesenheit im Rücken, obwohl sie in der Etage unter mir ist. Es ist dieses Gefühl, das ich habe, wenn jemand auf der Straße hinter mir geht: Die Schritte laufen mir über das Rückgrat wie Ameisen, nein, eher wie Mäuse, Mäuse können auch senkrecht nach oben gehen. Sie wollen nirgendwo hin, sie laufen wie auf einem Laufband, sie reizen mich, es ist unangenehm, ich wechsle die Straßenseite.

Aber das geht jetzt nicht. Wir werden miteinander reden müssen. Ich habe mich in letzter Zeit manchmal gefragt, ob ich es versuche. Vielleicht habe ich es sogar gewollt. Aber ich habe es nicht gekonnt. Alles war zerbrochen, sehr endgültig. Man muss loslassen können, oder? Kann man ein Kind mit Mendelssohn in den Schlaf wiegen und ihm später sagen, dass man es nicht mehr sehen will? Ja, das kann man. Es waren keine Wiegenlieder für mich. Die Worte haben immer gefehlt, die Botschaften kamen auf anderen Wegen und zogen sich zusammen zu einem einzigen *Du störst*.

Der Korb mit den Reißverschlüssen, Zierstreifen, Aufnähflicken, Gardinenbändern, Schnüren. Die alte Nähmaschine, noch aufgebaut, sogar der Stecker ist in der Dose. Ein kleiner Stapel Wäsche, sehr akkurat gefaltet. Obenauf ein Kissenbezug, so hingelegt, dass man die gelöste Naht gleich sieht. Keine Knöpfe. Ich ziehe ihn auf links.

Jetzt hat sie aufgehört zu spielen. Schritte. Dann hört man das helle Klappern von Geschirr, das aneinander stößt. Ich sehe sie vor mir, wie sie mit ihren spitzen Fingern die Tellerstapel anhebt. Wahrscheinlich schaut sie, ob sie Sprünge haben, vielleicht klopft sie mit den Finger auf die Unterseite, um zu hören, ob der Ton stumpf ist, was auf verborgene Risse hinweist. Das wäre typisch Steffi.

Sie ist kleiner geworden und krumm, es hat mich erschreckt, das zu sehen. Der Nacken scheint sich nach oben gezogen und der Kopf zwischen die Schultern gesunken zu sein; der Rücken macht eine ungesunde Biegung. Ich überrage sie. Sie, meine große Schwester.

Sie hat mich einmal im Kinderwagen vor die Tür geschoben in der Hoffnung, jemand würde mich stehen. Manchmal sperrte sie mich auf dem kleinen Balkon aus, auf den ich jetzt schaue, ich kann nicht auf Balkonen stehen, ohne einen Fuß zwischen der Tür zu haben, ich kann Balkone eigentlich überhaupt nicht leiden.

Ich spanne den Kissenbezug ein. Die Maschine schnurrt wie frisch geölt. Ich fahre an der Naht entlang. Die Garnfarbe passt nicht, und der Stoff dehnt sich, es wird Dellen geben. Wieder Mäuse im Rücken, und Stimmen, die in meinem Innern verwachsen sind wie ein Geschwür. *Das wird zammelig. Konzentrier dich doch mal, Usch.*

Ich stehe auf, verlasse das Zimmer, das mal meins war. Ich öffne die Tür zu dem Raum, der das



Haushaltsauflösung

Elternschlafzimmer gewesen ist, als die Eltern noch ein Paar waren, und erwarte Trostlosigkeit. Aber es ist ganz anders. Es umfängt mich um meine aufgestellten Stacheln herum ein Wohlbefinden, es überwältigt mich geradezu. Regale bis zur Decke, offensichtlich eine Maßanfertigung, edle Regale voller Bücher und Figuren, Bilder und allerlei Dingen, die man Staubfänger oder Stehrümchen nennen könnte, wenn sie nicht so kunstvoll arrangiert worden wären, als sei eine Innenarchitektin am Werk gewesen. Nur die Staubschicht erinnert daran, dass der Raum nicht mehr lebt. In der Mitte ein einzelner Sessel mit Tisch und Leselampe: Eine Insel.

Ein Sehnsuchtsort wie in meinen Träumen. Ich möchte hierbleiben. Ich möchte an den Regalen entlangstreichen, den Kopf schief zum Lesen der Buchrücken, möchte in diesem Sessel sitzen, eine dampfende Tasse Tee auf den Tisch neben mir, ich möchte die Welt aussperren, die Zeit vergessen. Ein Staubtuch nehmen und liebevoll die kleinen Porzellanfiguren abstauben und zurechtstellen. Ohne Ungeduld, ohne Blick auf die Uhr.

Schritte auf der Treppe. Zwei Stufen, drei, die Schritte klingen mühsam, irgendwie enttäuscht, oder bilde ich mir das ein? Stille.

Sie ist wohl umgekehrt. Ich höre wieder den alten Dielenboden knarren, dann eine quietschende Tür, sie will wohl in den Keller.

Vielleicht will sie nicht so gern allein nach unten. Steffi, die immer voraus ging, für die ich immer das Küken war, das sie, je nach Stimmung, herumkommandierte, beschützte oder verspottete, vielleicht möchte sie nicht so gern da unten allein sein. Der Keller war immer so groß. Der Vorratsraum mit dem Weinregal und der Kartoffelschütte, die Waschküche und der Raum, den wir nicht betreten durften.

Der Raum gehörte unserem Vater. Er war dort, wenn sich die Gelegenheit bot, und wenn sich sein Gesicht in eine Maske aus Zornes- oder Kummerfalten verzog, so genau wussten wir das nicht, aber wir kannten diesen Ausdruck sehr gut, nur der Ausgang war ungewiss, wenn wir Glück hatten machte er sich auf den Weg nach unten zu seiner Modelleisenbahn. Ausgerechnet in den Keller. Ganz selten einmal gab es die Erlaubnis, die Züge, Bahnhöfe und Landschaften zu bewundern, die er dort mit unendlicher Geduld und Liebe zum Detail aufgebaut hatte.

Die Pflanzen auf der Fensterbank sind vertrocknet. Die Gießkanne, die zwischen den Töpfen steht, ist noch gefüllt. Ich gieße, vermutlich ist das vergebliche Liebesmüh, aber das ist eben typisch für mich, ich zupfe ein paar Blätter ab und werfe einen Blick in den Garten. Er wirkt verwildert, aber es ist noch alles da: Der kleine Teich, die Terrasse mit der Sitzgruppe, der Apfelbaum. Wie groß er geworden ist. Er blüht.

Man hat es uns halt nie gesagt. Man hat uns nie gesagt, warum er stets ein Glas Wasser vor sich stehen, eine Flasche Wasser mit sich führen musste. Man hat uns nie gesagt, warum er geschlossene Türen nicht haben konnte, warum er nicht Aufzug fuhr, warum er auf den Vorschlag, eine Höhle zu besichtigen, panisch reagierte. Man hat uns nicht gesagt, warum er an manchen Tagen ein Fremder war, der sich nur zufällig zu uns verirrt hatte. Ein Fremder, der seine eigenen Kinder in den Abstellraum sperrte und anschrie, sie würden nie wieder etwas zu essen bekommen. Ein Fremder, der seine Kinder, wenn sie weinten, aus dem Zimmer schickte statt sie zu trösten, ein Fremder an der Seite einer Fremden, die aus der Fassung geriet, wenn ein Saucenfleck auf dem Tischtuch war.

Man reimt sich etwas zusammen, und irgendwann ist es zu spät zu fragen. Man geht, weil man es nicht erträgt, und muss sich später dafür schämen. Und man kann noch nicht einmal mit der einzigen Schwester reden, die man hat.

Ich streiche an den Regalen entlang, jetzt, als würde ich mir meine Träume erfüllen: Wann, wenn nicht jetzt. Die Bücher scheinen mich erstaunt anzuschauen und wirken wie ertappt. Wir sind hier! Wir, die Worte! Hörst du uns zu? In uns sind die Schmerzen dieser Welt auf Hochglanz poliert verfügbar. Es gäbe uns nicht ohne diese Schmerzen. Es gäbe uns nicht ohne Scherben, ohne Tränen, ohne Streit. Und schau her, wir überdauern all das. Wir sind da. Uns störst du nicht.

Von unten kommt ein Poltern und lässt die Bücher verstummen. Ich gehe in das Zimmer hinüber, das früher



Haushaltsauflösung

Steffis war. Aha, hier hatte sie ihr Schlafzimmer. Das Bett ist zerwühlt, der Nachttisch voller Medikamente, schmutziger Gläser, Brillenetuis. Zerknüllte Taschentücher überall. Ein paar Kleidungsstücke liegen herum, der Kleiderschrank steht offen, alles schreit nach einer frischen Wäsche mit tüchtig Weichspüler darin, Frühlingsduft aus der Flasche, Apfelbaumblüte. Als hätte sie auch ihre Hilflosigkeit arrangiert, als ein letztes Statement.

Ich richte das Bett. Die Kleiderstücke sammle ich ein und stopfe sie in den Wäschekorb, als wollte ich gleich in den Keller und eine Maschine anwerfen.

Von unten höre ich jetzt einen echten Lärm. Zerspringendes Glas. Noch einmal. Noch einmal.

Polterabend, sagt es in mir, lauter Abschied und zärtlicher Neubeginn, nichts ist exakt gefaltet und fehlerfrei vom Blatt gespielt, Worte sind nicht nötig. Bei jeder Stufe, die ich abwärts gehe, wird die Frage in mir leiser, ob ich das jetzt will und wie lang der Wunsch, die Mauer einzureißen, vorhalten wird. Etwas in mir zerspringt mit diesem Klirren, etwas in mir findet seinen Weg.

Es stinkt hier unten. Faul, nach Essig, modrig, schimmelig mit einer sonderbaren, unappetitlichen Süße. Steffi hält eine dunkelgrüne Flasche in die Höhe, bewegungslos starrt sie mich an. Eine silbrige Haarsträhne liegt über ihrem Gesicht wie ein Riss. Ich bahne mir einen Weg durch Scherben und Pfützen, nehme ihr die Flasche ab und umarme meine kleine, große, krumme Schwester.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).